

Erinnerung

In diesen Tagen, die mich in einer besonderen Weise auf den Weg meines Lebens mich besinnen lassen, ist auch die Erinnerung an die frühen Stadien meiner Beziehung zur deutschen Sprache neu erwacht.

In Wien geboren, bin ich in der ersten Kindheit in die Hauptstadt der galizischen Provinz gekommen, in der eine eigentümliche Sprachenvielfalt mir die Tatsache des Nebeneinanderlebens sehr verschiedener Völkertümer unauslöschlich einprägte. Im großväterlichen wie im väterlichen Hause herrschte die deutsche Rede, aber Straße und Schule waren polnisch, nur das Judenviertel rauschte von derbem und zärtlichem Jiddisch, und in der Synagoge erklang, lebendig wie je, die große Stimme hebräischer Vorzeit. Aber nicht bloß dieser, auch dem deutschen Wort wohnte ein Pathos inne. Das kam daher, daß die Großmutter, Adele Buber, die mich bis ins vierzehnte Jahr erzog, diese Sprache wie einen gefundenen Schatz hütete. Sie hatte einst, eine Fünfzehnjährige, die in ihrem heimatlichen Ghetto als weltlich verbotenen deutschen Bücher ihrer Liebe auf dem Speicher versteckt gehalten; ich besitze noch ihr Exemplar von Jean Pauls ›Levana‹, dessen Lehren sie in der Erziehung ihrer künftigen Kinder anwenden wollte und dann auch wirklich angewandt hat. Nun, in meiner Kinderzeit, schrieb sie in ihre hohen schmalen Rechnungsbücher, zwischen die Aufstellungen über Einkünfte und Ausgaben des großen Landguts, dessen Verwaltung sie nicht aus den Augen ließ, teils Sprüche der verehrten Geister, teils eigene Eingebungen, alles in einem kernhaften und festlichen Deutsch. In dieser Sprachluft bin ich aufgewachsen.

Mit achtzehn Jahren kam ich nach Wien auf die Universität. Was da am stärksten auf mich wirkte, war das Burgtheater, in das ich mich oft Tag um Tag nach mehrstündigem ›Anstellen‹ drei Treppen hoch stürzte, um einen Platz auf der obersten Galerie zu erbeuten. Da wurde von Menschen, die Schau-Spieler heißen, die deutsche Sprache gesprochen. Ich verstand: in den Büchern, die ich gelesen hatte, waren die Zeichen angegeben, hier erst wurden sie zu den Lauten, die gemeint waren. Das war eine große Belehrung. Aber es war auch eine holde Verführung dabei: hier erst wurde recht eigentlich das Urgold der Sprache dem unbemühten Erben in den Schoß geschüttet. »Den Erben laß verschwenden«, so begann das ›Lebenslied‹, das mir aus einem auf der Gasse gekauften Heft entgegenklang; es war von einem verfaßt, der Hofmannsthal hieß und, wie ich bald erfuhr, nur um vier Jahre älter als ich war. Ich verstand: die deutsche Sprache wurde in dieser Stadt nicht bloß zu ihrer vollen Laut-

barkeit gebracht, sie trieb auch immer noch neues Gedicht hervor. Aber um all dies war eine wunderliche Leichtigkeit, die des Menschen, der dem Gedicht gemäß lebte, »wie den kein Walten vom Rücken her bedroht«. Diese Leichtigkeit des den Urzeit-Schatz ›verschwendenden‹ Erben bezauberte mein Herz; sie drang in mein Reden und Schreiben ein. 5 Zwei Jahrzehnte vergingen, bis ich mich im Sturm des Weltkrieges, der die innerste Bedrohung des Menschen offenbar machte, zum strengen Dienst am Wort durchgerungen hatte und das Erbe so hart erwarb, wie wenn ich es nie zu besitzen gemeint hätte. Als ich mehrere Jahre danach 10 Hofmannsthal nach langer Pause wiedersah, merkte ich nun auch an Zügen, Gebärde und Tonfall, was mir schon sein Spätwerk mitgeteilt hatte: daß er den gleichen Weg der Entsagung, der Mühsal und des Neubeginns gegangen war. In der Sprache wie in allen Bereichen des menschlichen 15 Daseins ist heute kein Bestand mehr zu behaupten, es sei denn durch das Opfer.